

Die politische Konstitution des Sozialen und die Un/ Verfügbarkeit politischer Begriffe.

Interview mit Dirk Nabers, geführt von Ulf Bohmann und Catharina Peeck-Ho

Catharina Peeck-Ho: Vielen Dank, dass du dich bereit erklärt hast, mit uns zu sprechen. Du bist Professor für internationale politische Soziologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und forschst zu den Bereichen Theorien der Internationalen Beziehungen, Diskurstheorie, Poststrukturalismus, Sicherheit und Regionalismus. Insbesondere in deinen Veröffentlichungen zum Krisenbegriff in der Politik finden sich Anknüpfungspunkte für die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Un/Verfügbarkeit. Welche Rolle spielen Unverfügbarkeiten in deiner Arbeit?

Dirk Nabers: Für mich spielen sie auf zwei Ebenen eine Rolle. Zum einen bin ich Politikwissenschaftler und Soziologe und ich erlebe es oft, dass in einem Fach Konzepte genutzt werden und eine lange Tradition haben, die im anderen Fach nicht verfügbar sind. Hier muss ich häufig Transfers leisten, die aus Unverfügbarkeiten resultieren und das ist auch das Spannende an der Professur Internationale politische Soziologie. Gleichzeitig beschäftige ich mich auf einer substanzuellen Ebene mit Konzepten, die in der Gesellschaft scheinbar verfügbar sind, weil alle darüber reden, die aber als wissenschaftliche Konzepte praktisch unnütz sind. Populismus ist so ein Begriff, der häufig genutzt wird, selbst in renommierten Medien, wie der Zeitung „Die Zeit“. Dabei wird der Begriff aber selten mit Inhalt gefüllt und wenn man versucht, ihn als wissenschaftlichen Begriff zu konzeptualisieren, merkt man, dass er eigentlich nicht verfügbar ist. Ganz ähnlich ist es mit meinem Kernkonzept – dem Begriff der Krise – mit dem ich mich die letzten zehn oder fünfzehn Jahre beschäftigt habe. Überall wird mit dem Begriff, salopp gesagt, herumgeschmissen: Man liest von humanitären Krisen, Krieg wird als Synonym für Krise benutzt, es gibt den Begriff der Versorgungskrise, wenn ein Loch in der Rentenkasse existiert.

1 Nabers, Dirk (2015). *A Poststructuralist Discourse Theory of Global Politics*. Basingstoke, New York, Palgrave.; Nabers, Dirk (2019). Discursive dislocation: Toward a poststructuralist theory of crisis in global politics. *New Political Science*, 263-278.

Dadurch wird dieser Begriff semantisch so ausgedehnt, dass er für uns als Wissenschaftler:innen nicht mehr verfügbar ist.

Catharina Peeck-Ho: Es ist interessant, dass du hier die Medien ansprichst. Neben der Unverfügbarkeit von Begriffen als solchen wirst du damit Fragen nach dem Verhältnis von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit auf. Inwiefern spielt das in deiner Arbeit eine Rolle?

Dirk Nabers: Ich würde das mit Blick auf die anderen beiden Begriffe illustrieren, die ich eben genannt habe: Identität und Populismus. Beides sind politiksoziologische Begriffe, mit denen ich sehr viel hantiere und mit denen wir in der Öffentlichkeit oft konfrontiert sind. Populismus wird häufig mit allem, was ein bisschen polemisch ist oder in einfacher Sprache an Diskurse aus der Bevölkerung andockt, gleichgesetzt. Wir sehen hier klassisch eine vertikale Ebene, ähnlich wie beispielsweise in der Französischen Revolution. Die Gesellschaft ist zu dieser Zeit ziemlich heterogen, der dritte Stand umfasst fast 99 Prozent der Bevölkerung und das sind sehr unterschiedliche Menschen. Die städtische Bevölkerung ist zum Teil sehr reich und es handelt sich um Kaufleute, während die Landbevölkerung verarmt ist und am Vorabend der Französischen Revolution gegen den Hunger protestiert. Einer meiner Lieblingstheoretiker, Ernesto Laclau, nennt das *demands* und stellt fest, dass es bestimmte *democratic demands* in dieser Phase gibt. Die Forderungen richten sich an den König Ludwig XVI, weil er die Monarchie personifiziert, die zu dem Zeitpunkt über fast ein ganzes Jahrhundert gesellschaftliche Bedarfe unterdrückt. So entstehen bei Laclau *popular demands* und die Forderung nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Während nun Freiheit und Gleichheit auch in der Soziologie oft beforscht werden, ist es mit dem Begriff der Brüderlichkeit so, dass er ein bisschen stiefmütterlich behandelt wird. Gerade der Brüderlichkeitsbegriff ist aber insofern interessant, dass er ausdrückt, was beispielsweise Laclau die „Logik der Äquivalenz“ nennt.² Verschiedene sehr unterschiedliche *demands*, – die einen wollen einfach nur essen, die anderen wollen politische Rechte – werden äquivalent gesetzt, sodass daraus die Forderung danach, dem König den Kopf abzuschlagen, populär werden kann. Die Verbreitung der Guillotine folgt bekanntermaßen. So schließt sich aus einem relativ heterogenen Ensemble von Interessen eine Kette von Forderungen zusammen, und das nennt Laclau Populismus, also populäre *demands*. In vielen emanzipatorischen Bewegungen vom amerikanischen

² Laclau, Ernesto (2005). On Populist Reason. London/ New York, Verso, 77f.

Agrarian Movement über *Solidarnost* finden sich diese Prozesse. Wir können sie aber auch in der Heterogenität der Anti-Corona-Bewegungen beobachten, speziell wenn teils völlig unterschiedliche *demands* verbunden werden. Der ein oder andere zuckt vielleicht, wenn er bei einer Demonstration durch Berlin läuft, um für Freiheitsrechte zu kämpfen und neben sich einen Neonazi sieht. Die *demands* sind so unterschiedlich, dass man das eigentlich gar nicht will. Und genauso war es während der Französischen Revolution auch. Die städtische Bevölkerung, die reich war, wollte mit der Landbevölkerung eigentlich nichts zu tun haben. Das finde ich interessant, denn es betrifft die vertikale Ebene von Populismus: Laclaus Ansatzpunkt für demokratische Politik besteht darin, dass er annimmt, dass die Äquivalenzkette prinzipiell offen ist. In den Medien aber auch im Alltag sprechen wir dagegen von Rechtspopulismus und machen eine horizontale Ebene auf. Diese funktioniert nicht mehr auf der Basis von demokratischen Forderungen, sondern von essentialistischen Kategorien, die dafür genutzt werden die Äquivalenzkette zu schließen, zum Beispiel Geschlecht, Religionszugehörigkeit, Reisepass und so weiter. Im klassischen Sinne haben wir es also eher nicht mit einer populären Bewegung zu tun und ich bin dagegen, in solchen Fällen den Begriff des Populismus zu verwenden, weil er dann als wissenschaftliches Konzept verwässert. Ich bin dafür, die Leute dann auch Rassisten zu nennen, sie dann eben auch als homophobe, misogyne Menschen zu betiteln und nicht mehr als Populist:innen zu bezeichnen, weil das politisch auch gefährlich wird. Bernie Sanders wurde im amerikanischen Wahlkampf gegen Trump genauso als Populist bezeichnet wie Donald Trump, der aber misogyn und homophob ist, und wahrscheinlich sogar eine Vergewaltigungsgeschichte hinter sich hat, die demnächst vor Gericht verhandelt wird. Wenn man einen Neonazi euphemistisch als Populisten bezeichnet, dann hat das auch eine politische Dimension. Insofern würde ich sagen, dass konzeptuelle Arbeit durchaus einen Effekt auf das hat, was öffentlich diskutiert wird. Und hier kommen Wissenschaft und Öffentlichkeit aus meiner Sicht zusammen.

Ulf Bohmann: Das finde ich sehr interessant, weil es auch soziologisch und theoretisch hochrelevant ist, woher die Begriffe kommen und wie wir sie verwenden. Beim Populismus scheint es mir so zu sein, dass der Begriff öffentlich verwendet wird, aber eben falsch. Aus Perspektive von Laclau und Mouffe müsste er anders lauten, zum Beispiel in „On Populist Reason“.³ Bei

³ Laclau, Ernesto (2005). On Populist Reason. London/ New York, Verso.

Identität sehe ich die Konstellation anders gelagert, weil Laclau und Mouffe aus meiner Sicht versuchen, die Kategorie aufzulösen. Es geht also weniger um eine Umdeutung, sondern darum zu sagen, dass sie an sich falsch ist, weil Identität nur kurzzeitig im Konflikt entsteht und nicht andauert. Bei dem dritten Begriff, der Krise, den du – glaube ich – am häufigsten und oft affirmativ verwendest, stellt es sich wieder anders dar.

Dirk Nabers: Auch der Identitätsbegriff dockt an das an, was ich gerade zum Populismus gesagt habe und er spielt bei Laclau ebenfalls eine große Rolle. Du hast "On Populist Reason" genannt und wenn man dort das Vorwort liest, steht im ersten Satz "The main issue addressed in this book is the nature and logics of the formation of collective identities". Wenn man Laclau gut kennt zuckt man erst einmal zusammen, weil man, eigentlich nicht erwartet, dass er den Identitätsbegriff überhaupt benutzt. Für mich reklamiere ich, ebenso wie beim Populismusbegriff, dass es den Identitätsbegriff nicht gibt und er für mich als Wissenschaftler entsprechend unverfügbar bleibt. Die Frage, die sich stellt, ist ja "mit was?" etwas identisch ist. Bin ich als Person mit einem Staatsvolk identisch? Gestern Morgen habe ich im Deutschlandfunk einen AfD-Politiker gehört, der postulierte, dass es so etwas wie eine Staatsvolksidentität und eine kulturell-ethnische Identität gebe. Sein Argument war also, dass der deutsche Pass nicht ausreiche, um Teil der von ihm unterstellten kulturell-ethnischen Identität zu sein. Wenn ich die Antwort auf die Frage danach „mit was“ jemand identisch ist, darauf beziehe, was dieser AfD-Politiker gesagt hat, der als Bundestagsabgeordneter sozusagen den Mainstream der AfD darstellt, dann heißt das überspitzt, dass wir wieder da landen, wo wir zwischen 1933 und 1945 waren. Hier werden Blut und Boden in eins gesetzt, es wird eine biologische Komponente vorausgesetzt und behauptet, dass dadurch Identität – also Gleichheit mit etwas – entsteht. Ich habe unter anderem Geschichte studiert und neben der Französischen Revolution einige historische Lieblingsbeispiele für dieses Phänomen. Die Entstehung dessen, was heute Deutschland ist, illustriert es gut. Wenn ich meine Studierenden frage wann Deutschland für sie historisch beginnt, sagen viele entweder 1848 oder 1871 mit der ersten Staatsgründung. Manche nennen sogar erst den dritten Oktober 1990. Aber einige ganz findige Studierende gehen viel weiter zurück, bis zur Varusschlacht, also zur Schlacht im Teutoburger Wald, neun nach Christus. Dort hat Arminius, ein germanischer Heerführer, den römischen Senator Varus mit seinem Heer geschlagen. Es handelte sich allerdings um verschiedene germanische Stämme, die damals zusammengekommen sind. Sie

konnten praktisch nicht miteinander reden, weil sie unterschiedliche Dialekte sprachen, hatten unterschiedliche Kleidungsgewohnheiten und Essgewohnheiten, unterschiedliche Trinkgewohnheiten und wahrscheinlich auch unterschiedliche Partygewohnheiten. Das legen zumindest die Quellen nahe. Das heißt, dass sie am Vorabend der Schlacht wahrscheinlich nicht zusammen gefeiert haben, sondern in ihren Gruppen waren und nichts miteinander zu tun hatten, bevor sie gemeinsam die Römer geschlagen haben und dann wieder in ihre Stämme verschwunden sind. Erst später wurden diese Ereignisse zum Teil deutscher Geschichtsschreibung. Es gibt das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald erst seit dem späten 19. Jahrhundert. Auch der Name Hermann ist Arminius erst später übergestülpt worden. Noch mehr weiß man über die Schlacht auf dem Lechfeld 955 unter Otto I. Da kamen Bayern, Böhmen, Schwaben, Sachsen, Thüringer und Elsässer zusammen und haben die Ungarn geschlagen, die 50 Jahre lang das, was heute Deutschland ist, überfallen, geplündert und gebrandschatzt hatten. Die Quellenlage ist hier noch viel interessanter, weil man tatsächlich sieht, dass sie am Vorabend dieser Schlacht auf dem Lechfeld im August 955 nichts miteinander zu tun hatten. Das einzige verbindende Element ist – und jetzt komme ich noch einmal auf Laclau zurück – die antagonistische Linie, die existiert. Die antagonistische Linie, zwischen, wie man sagen könnte, einer Macht, die bestimmte Forderungen, in diesem Falle nach einem friedlichen Leben, unterdrückt – die *demands* die wir vorhin hatten, *democratic* und *popular demands*. Hier ist es die Sehnsucht nach Frieden und Sicherheit, einfach in ihren eigenen Stämmen ihr Leben führen zu können. Nachdem sie 955 alle gemeinsam die Ungarn geschlagen haben, sind sie in ihre Regionen zurückgekehrt und hatten erstmal wieder wenig miteinander zu tun. Heute gilt dieses Datum aber als Geburtsstunde des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Genau wie bei Arminius wurde es erst retrospektiv in den Geschichtsbüchern konstruiert. Das, was wir heute Identität nennen, ist ein ebenso gefährlicher Begriff wie der des Populismus. Er bleibt unverfügbar für die Wissenschaft und ist gefährlich für die Gesellschaft, weil postuliert wird, dass es so etwas wie eine ungeborene Einheit gibt, die überzeitlich ist. Und diese Identität kann nur durch die antagonistische Grenzlinie entstehen, unterhalb derer sich eine Äquivalenzkette zeigt und oberhalb derer sich eine Kraft befindet, die permanent nach unten wirkt und die Identität dessen, was unter dieser Linie ist, praktisch auch verhindert. Laclau spricht hier von der Unmöglichkeit von Gesellschaft und letztendlich von der Unmöglichkeit von Identität. Dem folge ich und versuche es weiterzudenken.

Catharina Peeck-Ho: Ich würde vorher gerne nochmal an den Begriff der Krise anknüpfen. Ich teile deine Analyse diesbezüglich und finde es wichtig, in dem von dir beschriebenen Sinne darüber nachzudenken, anstatt ihn einfach zu reproduzieren. Du hast eben darauf hingewiesen, warum es problematisch ist, dass heterogene und komplexe Phänomene begrifflich in einen Topf geworfen werden und beschrieben, welche Probleme die Homogenisierung von Phänomenen mit sich bringt. Schafft das nicht damit auch neue Unverfügbarkeiten? Worin bestehen die eigentlich genau und inwieweit ist es auch ein Kennzeichen für die Gesellschaft, in der wir heute leben?

Dirk Nabers: Gerade der letzte Teil dessen, was du gesagt hast, ist für mich hochinteressant, weil er auf die Frage hinweist, wozu wir gesellschaftlich eigentlich so einen Begriff wie Identität brauchen und wozu wir ihn dann wiederum wissenschaftlich benötigen. Wissenschaftlich ist er, wie schon gesagt, für mich praktisch unnütz. Er ist in der Lehre interessant, denn über das Identitätskonzept kann ich zeigen, wie problematisch der Begriff ist. Gesellschaftlich hat er eine 300 bis 400 Jahre lange Tradition. Ich glaube, schon Martin Heidegger hat in seiner Vorlesung, die er Identität und Differenz nannte,⁴ gesagt, dass wir das Theoretisieren über Identität nach dreihundert Jahren ad acta legen und uns eher dem Differenzbegriff widmen sollten. Differenz ist schließlich das, was Gesellschaft ausmacht. Laclau spricht von einem System bzw. einer Struktur artikulatorischer Differenzen und dass dies viel wichtiger sei als zum Beispiel Catharina Peeck-Ho, Ulf Bohmann und Dirk Nabers in ihrer biologisch-anatomisch-hormonellen Zusammensetzung. Wichtiger ist also das, was viele als Kultur bezeichnen würden, also das, was zwischen uns existiert, was uns als gesellschaftliches System, was von Differenzen geprägt ist, eigentlich zusammenbringt. Identität versucht hingegen, festzuzurren, zu essentialisieren, ein Fundament zu geben. Und ich glaube, dass es gerade in Zeiten der Unübersichtlichkeit Stabilität gibt, sich mit etwas zu identifizieren. Fragen wie: "Wer bin ich? Zu welcher Gruppe gehöre ich? Wer gehört sonst dazu und wer gehört nicht dazu?" sind für Menschen unheimlich wichtig, vielleicht seit jeher, aber zumindest in den Zeiträumen, die wir in der Soziologie untersuchen. Diese Fragen liegen Gesellschaft zugrunde. In den IB würde man von Ideen, Normen und Identitäten sprechen, die das Ensemble bilden, das oft

⁴ Heidegger, Martin (2006). Heidegger, Identität und Differenz (Gesamtausgabe, Band II). Frankfurt, Klostermann.

als Kultur bezeichnet wird. In meinem Arbeitsbereich sprechen wir eher von Diskurs, nicht als sprachliches oder mentales Konstrukt, sondern als Synonym für Gesellschaft.

Ulf Bohmann: Wenn die genannten, problematischen Begriffe falsch sind, wie ist es dann mit dem Begriff der Krise und wie ist es mit Deinen eigenen Begrifflichkeiten, die vielleicht nützlich sind, wie dem der Dislokation?

Dirk Nabers: Mit dem Begriff der Krise beschäftigte ich mich schon seit zwanzig Jahren. Ich habe in den 1990er Jahren in Japan studiert und mich in der Zeit ausführlich mit dem Land beschäftigt. Als ich meine Magisterarbeit 1996 schrieb, begann die sogenannte Asienkrise. Ich bin ein bisschen älter als ihr und für mich ist diese Zeit noch sehr präsent. Auch den Fall der Berliner Mauer habe ich hautnah miterlebt, weil ich damals auch nach Berlin gefahren bin. 2001 kam 9/11. All diese Ereignisse haben mich auch durch die Medien mit dem Krisenbegriff konfrontiert. Am 11. September 2001 und in den Wochen danach wurde immer wieder gesagt, dass es die größte Krise für die USA seit Pearl Harbor sei, mit der man es zu tun habe. Dieses Problem hat mich zu wissenschaftstheoretischen Fragen geführt. In sämtlichen Fällen – das betrifft die Weltfinanzkrise ebenso wie die sogenannte Flüchtlingskrise im Jahr 2015 und die Coronakrise, wurden einerseits strikte Grenzlinien zwischen Politik, den Entscheidungstragenden sowie den Betroffenen und andererseits zwischen den Ursachen dieser und dem jeweiligen Entstehungsort gezogen. Es ist, als käme diese Krise wie zum Fenster hineingeflogen und wir sind damit konfrontiert. Diese Entwicklung spiegelt sich auch im politischen Jargon wider: So hat Trump, als das Covid-19-Virus erstmals beim Menschen auftrat von einem "chinese virus" gesprochen, was wir so oft erleben. Ich habe dann zunächst einmal den Forschungsstand zu den IB aufgearbeitet. Später habe ich mich aus etymologischen Gründen aber auch sehr substanzell in den soziologischen und philosophischen Forschungsstand eingearbeitet. Der Hintergrund war der, dass der Begriff Krise, abgeleitet aus dem Altgriechischen, welcher schlussendlich ins Lateinische übernommen wurde, an bestimmten Punkten gewisse Entscheidungen, bis hin zu der Bedeutung von Leben und Tod, touchiert. Das bedeutet, dass der Terminus Krise einerseits negativ besetzt ist, andererseits durch kluge und weise Entscheidungen, dann aber auch ins Positive verschoben werden kann. Hinsichtlich der entscheidungstheoretischen Dominanz stellt sich an dieser Stelle die Frage nach den Auswirkungen auf die Entscheidungstragenden. An dieser Stelle werden

der in den Krisentheorien dominante Reduktionismus beziehungsweise methodologische Individualismus sichtbar. Es scheint eine gewisse Art von Dualismus zwischen Körper und Geist zu geben. Das sind zwei Aspekte, die ich die letzten zwanzig Jahre in meiner Forschung verstärkt betont habe. Dann habe ich mir aber die Fragen gestellt, wo genau eigentlich Krise in einer Gesellschaft sitzt und welche Auswirkungen diese auf die Gesellschaft hat. Auf diesem Gebiet gibt es prominente Strömungen, wie sie beispielsweise die britische Soziologin und feministische Aktivistin Sylvia Walby in ihrem viel in der Soziologie rezipierten Buch zu Krisentheorien "Crisis" beschreibt.⁵ Bei diesem handelt es sich um ein Buch, welches mindestens den gendertheoretischen Wissenschaftsbereich streift. Aber auch Walby fragt an dieser Stelle eher, wie ich es nenne, methodologisch individualistisch: "Where are the women in crisis decision making?". An dieser Stelle interessieren wir uns wieder für die Individuen einer Gesellschaft und deren Umgang mit einer extern induzierten Krise, wofür es lediglich wenige Beispiele des Ausbruchs aus vorherrschenden Denkmustern zu geben scheint. Die meisten agieren so und fragen weniger danach, welchem Ort wir in dem, was wir Gesellschaft nennen, eine Krise zuweisen können. Dieser Aspekt lässt sich auch in den klassischen Gesellschaftstheorien wiederfinden, in denen danach gefragt wird, was Krise eigentlich mit einer Gesellschaft macht. Meine persönliche theoretische Genealogie lässt sich auf einer Linie von Heidegger über Levinas und Derrida sowie Foucault und letztendlich zu Laclau finden. Bei Laclau gibt es beispielsweise den lediglich vereinzelt vorkommenden Begriff der Dislokation, auf Englisch würde man "scattered" sagen. Mit diesem macht er unheimlich viele Ansplungen. Die, die typischerweise als Vorreiter der "Essex School of Discourse Theory" genannt werden – Aletta Norval, David Howarth, Yannis Stavrakakis und auch Jason Glynnos – mit denen habe ich mich diesbezüglich auch ausgetauscht. Wir kennen uns alle inzwischen gut, weil wir alle seit zwanzig Jahren viel Laclau machen. Auch ich habe im Laufe der Zeit zunehmend angefangen, mit dem Disklokationsbegriff zu arbeiten, weil er genau das ausdrückt, was ich letztendlich als Krise von Gesellschaft bezeichne, nämlich die ihr zu Grunde liegende Unvollständigkeit, die nie ganz aufgelöst werden kann. Den deutschen Nationalsozialismus, den sogenannten Islamischen Staat oder auch Nordkorea unter Kim Jong-Un eint, dass suggeriert wird, dass wir quasi in paradiesischen Zuständen leben und

⁵ Walby, Sylvia (2015). Crisis. Cambridge, Polity Press.

sozusagen am Ende der Geschichte angekommen sind. Bei Laclau ist es aber so, dass wir stets von einer Unvollständigkeit sprechen und in dieser gesellschaftlichen Gemengelage häufig Krisen auftauchen. Vorhin hatte ich ja gesagt, dass es später vielleicht das Loch in der Rentenkasse ist, was als Krise bezeichnet wird. Es können auch Dinge sein, an denen Menschen leiden, beispielsweise weil Gewalt angewendet wird, sodass wir als Gesellschaft eben auch weiterdenken müssen. Das ist der empirische Ausgangspunkt für den Dislokationsbegriff. Jetzt taucht aber in der „Essex School“ bei Jason Glynos und David Howarth in ihrem Buch "Logics of Critical Explanation in Social and Political Theory" auch ein Dislokationsbegriff auf.⁶ Dort wird zum Beispiel häufig von sogenannten "dislocating events" gesprochen. Bei diesem habe ich das Gefühl, dass nicht klar zwischen einer ontologischen Ebene von Dislokation – wie ich es bezeichnen würde – und einer ontischen Ebene unterschieden wird. Die ontologische Ebene würde implizieren, dass Gesellschaft grundlegend instabil und inkomplett ist. Die ontische Ebene hingegen, würde bezeichnen, dass wir durch bestimmte Identifikationsakte permanent versuchen, uns gesellschaftlich fortzuentwickeln, wobei an dieser Stelle auch das Moment des Subjektes verdeutlicht wird. Dies impliziert auch, dass wir uns selbst durch gewisse Identifikationsakte in einer mehr oder weniger bestimmten Art und Weise in die Gesellschaft eingliedern und unseren persönlichen Ort finden. Auf dieser Grundlage habe ich in den letzten Jahren weitergedacht und den Begriff der Dislokation zu meinem Kernbegriff gemacht. Auf ontischer Ebene habe ich zwei Varianten eingeführt: Disartikulation auf der einen und Translokation auf der anderen Seite. Diese Unterscheidung besteht, weil sich das Präfix "dis-" sowohl im Wort Disartikulation als auch im Terminus der Dislokation finden lässt, und es beim Wort Translokation die Überschneidung des Postfix "lokation" mit dem Ausgangsbegriff gibt. Beide Dimensionen machen für mich den Dislokationsbegriff aus. Disartikulation kann man am besten damit beschreiben, dass etwas im Sinne eines Traumas nicht zu artikulieren ist, dass bestimmte Worte in einem Diskurs auftauchen, die an sich nicht ausgedrückt werden können. Eines meiner historischen Lieblingsbeispiele verdeutlicht das ganz plastisch: Wir sehen George W. Bush, den damaligen Präsidenten der USA, am 11. September 2001, wie er in einen Klassenraum geht. Zu diesem Zeitpunkt wusste er bereits um die

⁶ Glynos, Jason/Howarth, David (2007). Logics of Critical Explanation in Social and Political Theory. London, Routledge.

Geschehnisse des terroristischen Anschlags auf den ersten der World-Trade-Towers in New York. Dann kommt sein Chief of Staff Andrew Card in den Raum und flüstert ihm ins Ohr, dass der zweite Turm getroffen sei. Man sieht an dieser Stelle gut, dass Bush wie paralysiert sitzenbleibt. Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika sitzt dort mit diesem Wissen und erscheint erstarrt. Inzwischen weiß man minutiös, was an dem Tag weiter mit Bush passiert ist. Er wurde in eine Militärbasis geflogen, sein National Security Council kam zusammen und in diesem Rahmen wird er auch jene Fragen gestellt haben, die für mich den Disartikulationsbegriff bezeichnet: „Was ist hier eigentlich gerade passiert?“ Das Council sitzt in dieser Kaserne zusammen, natürlich unter den höchsten nationalen Sicherheitsmaßnahmen, nahezu abgeschlossen von der Welt. Irgendwann – so kann man sich die Situation vorstellen – steht in dieser Situation jemand auf und erklärt ihm, dass aus den vielen Möglichkeiten einer Reaktion nur zwei wirklich in Frage kommen: Einmal könne man sagen, dass es ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit gewesen sei. Worauf der Präsident erwidert: "No, that's not what we are". Das meint er natürlich in dem Sinne der Frage, was sie eigentlich als USA sein wollen. Dann erklärt ihm der Berater, dass es noch eine zweite Option gibt und zwar die, es als Krieg gegen die Vereinigten Staaten zu verstehen. Präsident Bush antwortet daraufhin: "Okay, that's who we are". Das ist glaubhaft für ihn. Für mich ist es Politiksoziologie, das verstehen zu wollen: "The pulling and hauling that is politics."⁷

Der Dislokationsbegriff funktioniert allerdings nicht allein im Sinne einer Disartikulation. Für mich sind es vor allem vier Begriffe, die Gesellschaft ausmachen: sedimentierte Praktiken, Dislokation, Antagonismus und Hegemonie. Um 20 Uhr abends amerikanischer Zeit hat er eine Rede gehalten, die ich persönlich für eine der brillantesten politischen Reden in der Geschichte der politischen Rhetorik halte. Eben weil alle sogenannten Identitätselemente, die in den USA wichtig sind, um sich als Gesellschaft zu konstituieren, enthalten sind: Eine Referenz zu Gott, denn die USA werden als "God given Country" bezeichnet – eine Referenz dazu, dass die USA auf der richtigen Seite stehen ("this is who we are, these are the evil ones"). So werden bestimmte Äquivalenzketten und antagonistische Grenzlinien etabliert, zu denen man heutzutage durchaus mehr weiß. Annick Wibben beispielsweise, Professorin in Stockholm und unter anderem spezialisiert auf feministische IB-Studien, hat sich damit beschäftigt. Sie

⁷ Allison, Graham/Zelikow, Philip (1999). *Essence of Decision*. New York, Longman

schreibt, dass die Leute vor dem Fernseher saßen und geweint haben. Viele tausende Menschen in den USA haben gesagt: "That's who we are!", das sind wir. Bush's Rede endet mit dem Satz: "we will defend freedom and all that is good and just in our world". An dieser Stelle der Rede sind alle Identitätselemente von Bush bedient worden, in Reaktion auf das disartikulatorische Moment am Morgen zum Zeitpunkt des Anschlages. Gilles Deleuze unterscheidet zwischen dem reinen Ereignis und dem historischen Ereignis. Das reine Ereignis – und das meine ich im Ansatz mit dem Begriff Disartikulation – ist ein Ereignis, das nicht in Worte zu fassen ist, wo uns noch die Worte fehlen, das von Ambiguität, Ambivalenzen und eben auch Unverfügbarkeit gekennzeichnet ist.

Der zweite Begriff ist der der Translokation, wo bestimmte diskursive Elemente, die bisher in einem ganz anderen Diskurs stattgefunden haben – zum Beispiel in einem ökonomischen oder religiösen – plötzlich hineintransportiert werden, demnach einen neuen Ort in einem stattfindenden Diskurs finden. Ein gutes Beispiel ist der Begriff des Terrors und des Bösen. Bush hat suggeriert: Wir sind die Guten! Und wir hatten bisher keine Geschichte des transnationalen Terrorismus. Diese Aussage entspricht nicht der Wahrheit. Jedoch werden hier bestimmte Begriffe neu mit einem Diskurs verknüpft, wie beispielsweise der Islam mit Terror. Disartikulation und Translokation sind für mich die beiden Begriffe, die letztendlich den Dislokationsbegriff ausmachen und dazu führen, dass Gesellschaft auch, zumindest in kontingenter Art und Weise, in Teilen stabilisiert werden kann. Diese Stabilität ist dann zumeist zwar lediglich von temporärer Natur, allerdings werden durch diese eine genuine oder ontologische Dislokation einer Gesellschaft unmöglich.

Catharina Peeck-Ho: Das Beispiel 9/11 finde ich sehr einleuchtend, wenn man es als diskursives Ereignis versteht, das erst einmal Sprachlosigkeit hervorruft und eine Art Erfahrung des Unverfügbaren zutage fördert, die gesellschaftlich adressiert werden muss. Wie ist es bei anderen Dingen, die wir als Krise bezeichnen? Du hast erwähnt, dass es auch eine Krise sein kann, wenn die Rentenkasse nicht so voll sei, wie sie eigentlich sein sollte. Wenn man das auf das vorhin genannte Buch von Sylvia Walby bezieht, sehe ich Überschneidungen. Ich habe daraus besonders die Idee von kaskadierenden Krisen im Gedächtnis behalten, quasi den Fokus auf die strukturelle Ebene. Dass zum Beispiel die Finanzkrise aus einer ökonomischen Krise resultiert und daraus dann eine Krise des demokratischen Systems, des Gender-Regimes und so weiter werden kann. Was Walby da-

mit vermittelt, ist das Gefühl eines ständigen Krisenmodus heutiger Gesellschaften. Eine Krise scheint auf die andere zu folgen und irgendwie stumpft man davon auch ein wenig ab. Der Dislokationsbegriff erscheint mir viel präziser, weil man damit sagt, dass es bestimmte Ereignisse gibt, die eine Dislokation darstellen. Das ist aber natürlich etwas ganz anderes, als ein Loch in der Rentenkasse. Deswegen würde mich interessieren, ob Krise gleich Dislokation oder Dislokation gleich Krise ist, und, ob an diesem Punkt nicht die Gefahr besteht, dass, wenn man von Krise spricht, die Idee davon bedient, dass wir ständig in der Krise sind und alles ganz schlimm und problematisch ist, obwohl wir – zumindest die, die wir hier sitzen – in einer relativen Sicherheit leben und anders als viele andere Menschen nicht permanent Angst haben müssen, wenn wir rausgehen.

Dirk Nabers: Ich glaube, dass das Argument des permanenten Krisenmodus – und dabei komme ich gleich auch noch einmal auf Walby zurück – schon eines ist, das man mit meinem Vokabular einfangen kann. Ich habe gerade einen Aufsatz geschrieben, dem drei unterschiedliche Krisenbegriffe zugrunde liegen. Das eine ist die ontologische Ebene, das zweite wäre etwas, was ich in dem Artikel "ephemeral crises" nenne, weil die Krise immer da aber praktisch nicht einzufangen ist und eher als ein permanentes Krisengefühl zu beschreiben ist. Schließlich ist es drittens, die Krise auf der artikulatorischen Ebene, die der "recurring crisis events". In ihr werden bestimmte Dinge bzw. Events integriert, die auch empirisch dargestellt werden können. Walby jedenfalls ist im Ausgangspunkt – und das wäre hier mein Argument – individualistisch veranlagt. Ihr empirisches Argument hierzu ist hoch spannend. Das, was in der Etymologie dieses griechischen Begriffes "krínein, krino, kritikē" existiert, ist, dass in einem bestimmten Moment ein Entscheider oder eine Entscheiderin unter Zeitdruck etwas tun muss, was wiederum die Gesellschaft bedrohen kann. Für mich ist das, was Walby macht, empirisch sehr interessant, allerdings finde ich es theoretisch im Ansatz unterspezifiziert. Walby geht am Anfang des Buches zwar auch auf einige kleinere theoretische Aspekte ein, welche jedoch alsbald keine weitere Erwähnung finden. Deswegen ist ihr Dislokationsbegriff für mich auch so spannend, da dieser eben an mein grundlegendes Argument der Unvollständigkeit von Identität, die Unvollständigkeit von Gesellschaft und auch die Unmöglichkeit von Gesellschaft anknüpft, woraus ich einen Antifundamentalismus und Nonessentialismus – auch auf der normativen Ebene – schließe und als für meine Arbeit prägend identifizierte. Allerdings kommt man mit dem Dislokationsbegriff nicht weit,

wenn man die anderen Begriffe der sedimentierten Praktiken, des Antagonismus und letztendlich der Hegemonialisierung oder Hegemonie eines bestimmten diskursiven Projekts nicht hinzunimmt. Diese Hegemonie bezeichnet allerdings nie einen kompletten Determinismus, weil immer diese Schwachstellen, diese wunden Punkte, fortbestehen. Und das ist für mich dann letztendlich Krise: Krise ist konstitutiv, andernfalls lebten wir im Paradies und müssten auch an der Gesellschaft nicht weiterarbeiten. Diesem Gedanken folgend entsteht hieraus auch ein gewisses, wirklich normatives, Argument: Wenn man in allen für die Gesellschaft relevanten, interessanten aber auch despektierlichen Bereichen sagt "Es ist wie es ist!", wenn man diesen Ausspruch als gegeben und gesetzt annimmt, kommen wir schnell in einen Bereich des Totalitarismus und Autoritarismus, wo die Dinge nicht mehr verhandelbar sind. Das wäre das eigentliche und tatsächliche Ende der Demokratie. Es wird ja häufig gesagt, dass poststrukturalistische oder diskurstheoretische Stränge unter einem normativen Defizit leiden würden. Und auch in dem Bereich, in dem ich arbeite, gibt es diese Diskussionen über Simon Critchley, der diesen Strang die letzten dreißig Jahre sehr stark verfolgt hat. Aber gerade durch die Offenheit der Logik der Äquivalenz – wie ich bereits am Anfang anhand des Populismusbegriffs schon dargestellt habe – entsteht eben gerade kein normatives Defizit, sondern ein Imperativ, die Äquivalenzkette offenzuhalten und diese nicht auf der Basis von essentialistischen Kategorien zu schließen. Ich glaube, das steckt da drin. Deswegen ist der Krisenbegriff für mich auch nicht nutzbar, weil er eben oftmals nur diese eine Facette der Entscheidung unter Zeitdruck bezeichnet und nicht danach fragt, was das mit Gesellschaft, mit gesellschaftlichem Wandel, mit den verletzbarsten Elementen einer Gesellschaft macht.

Ulf Bohmann: Ich glaube, dass wir jetzt auf einer ganz theoretisch-elementaren Ebene angelangt sind, auf der sich recht viele Sachen versammeln: der diskursanalytische Zugriff, die Verwendbarkeit von Begriffen, die historischen Momente, die Frage ob da etwas passiert oder nicht. Mein Eindruck ist, dass es aus einer Laclau-Mouffe-Perspektive über den Begriff des Politischen überspannt oder zusammengehalten werden könnte. Alle bis jetzt genannten Begriffe spielen auch dort eine Rolle, wobei ich jetzt aber den Eindruck habe, dass es nicht lediglich ein weiterer, sondern gar ein spezieller Begriff ist. Es geht dann nicht mehr darum, ob ein Begriff verfügbar ist und ich ihn verwenden kann, sondern dass im Begriff des Politischen genau das eingelassen ist, was wir mit Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit ansprechen: Kann man zugreifen, entscheiden und gestalten oder kann

man das nicht? Meiner Ansicht nach sollte bereits deutlich geworden sein, dass die beiden radikalen Optionen irgendwie nicht vollends plausibel sind. Das eine wäre die radikale Entscheidung: Das Politische ist dann, wenn man einfach nur entscheidet. Die andere wäre: Geschichte passiert, ich kann irgendwie historisch feststellen, dass sich etwas wandelt und dass das Politische darin besteht, dass es nicht einfach festgelegt ist, sondern eine Wandelbarkeit hat. In dem Begriff des Politischen scheint mir sowohl eine bestimmte Dopplung auf Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit dabei zu sein, als auch eine Ambivalenz, was Letzteres angeht. Demnach wäre es also gar nicht klar, in welche Richtung dies aufzulösen wäre.

Dirk Nabers: Das Politische ist, so wie ich die Diskurstheorie in diesem Strang verstehe, kein primärer Begriff, sondern als ein sekundärer wie bei Laclau zu verstehen. Die primären Begrifflichkeiten sind die Unterscheidungen zwischen dem Diskursiven und Diskurs. Aus dieser Unterscheidung ergeben sich im Prinzip alle anderen Begriffe, auch der des Politischen. Dieser Begriff wird später ein Synonym für das Diskursive. Ebenso wie Politik ein Synonym für den Begriff Diskurs wird. Das Diskursive wäre Laclau folgend sozusagen ein Horizont des Möglichen. Er benutzt den Begriff des diskursiven Elements, das durch einen Akt der Artikulation in ein bestimmtes Moment eines Diskurses transformiert wird. Das heißt, dass wir einmal eine relativ offene Struktur des Unentscheidbaren haben. Der Begriff des Diskursiven impliziert auch, dass durch Artikulation ein bestimmter Signifikant bestimmt wird. Diese Artikulation ist ein politischer Akt. Im laclau'schen Sinne wird ein Element durch einen politischen Akt in ein Moment eines Diskurses transformiert. Die Artikulation des Begriffes „Frau“ in einer Gesellschaft ist zum Beispiel eine genuin politische Entscheidung und hat nichts Essenzielles. Ebenso verhält es sich mit dem Adjektiv „braun“: Während einige in Hamburg mit diesem Attribut den FC St. Pauli verbinden – inkl. einer linken, feministischen, überregional bekannten Subkultur aus der Fanszene heraus – konnotieren bzw. assoziieren andere damit eine Umschreibung der Nazis, da diese allgemeinhin als „braun“ bezeichnet wurden und werden. Es scheint hier eine ziemlich dichotome Artikulation des Adjektivs „braun“ zu geben. Demnach hat der Begriff "braun" als Element im Diskursiven überhaupt keine Bedeutung. Genauso wie fast alle Begriffe ist auch dieser als Abstraktes und nur als Moment innerhalb eines Diskurses als Element fassbar. Das heißt, dass wir uns auf der einen Seite auf der Ebene des Ethischen befinden, wo letztendlich Unentscheidbarkeit prägend ist, und auf der anderen Seite auf der Ebene

der Moral, wo bestimmte ethische Entscheidungen moralisch festgezurrt werden. Wir haben einerseits eine Art Leiter von Synonymen: das Diskursive, das Politische, das Ethische, vielleicht das Universelle. Und andererseits sind da die Gegenbegriffe: Politik, Diskurs, Moral und Partikularismus. Wir befinden uns immer in einem Spannungsfeld zwischen Universalismus und Partikularismus, das letztendlich nur politisch aufzulösen ist. Das ist auch die normative Message, die ich durch meine Arbeit mitzugeben versuche: der Politikbegriff, der in der Politikwissenschaft häufig gelehrt wird und durch die Begriffe Exekutive, Judikative und Legislative ein bisschen spezifiziert wird, ist das politische System als Synonym für Politik und auch für das Politische oder zumindest dafür, wo das Politische stattfindet. Ich sage meinen Studierenden manchmal, dass die Entscheidung für oder gegen ein bestimmtes Frühstück eine Entscheidung ist, die höchst politisch ist. Oder wie sie sich kleiden, dass das höchst politisch ist. Ob sie das Fahrrad oder das Auto oder die öffentlichen Verkehrsmittel nehmen, um damit zur Uni fahren; das alles ist höchst politisch. Wie sie ihr Gegenüber in der Uni behandeln, ob es eine Rolle spielt, welche Religionszugehörigkeit diese Person hat oder welcher Herkunft sie ist – das ist höchst politisch. Das heißt, dass wir hier in der Politiksoziologie eigentlich von der politischen Konstitution des Sozialen sprechen und hier nicht mehr das Politische als Synonym für das politische System mit Exekutive, Legislative und Judikative verstehen. Gesellschaft wird an diesen Punkten politisch konstituiert, und wir gelangen an sich zu einem ganz neuen Politikbegriff, der sich an diesem unentscheidbaren Spannungsverhältnis zwischen Universalismus und Partikularismus speist.

Ulf Bohmann: Wenn es in diesem Feld um primäre Begriffe geht – und man kann natürlich über die Bedeutung des Begriffs primär diskutieren und ob primär besser ist und andere Begriffe nur abgeleitet sind – dann wird am häufigsten argumentiert, dass es der Antagonismus ist. Mich würde dabei interessieren, ob das so stimmt, ob das wirklich das Grundlegende ist. Jedoch gibt es auch andere Deutungen wie zum Beispiel die von Oliver Marchart⁸, der vom Antagonismus als der entscheidende Punkt des Politischen. Wenn man dieser Herangehensweise nachgeht, wäre jedoch noch die zweite Seite, nämlich die Begriffs-theoretische Ebene. Wenn diesem ein ontologischer Status zukommt, also das Politische immer das ist, was entweder antagonistisch oder diskursiv passiert, hätte dann der Begriffsstatus

⁸ Marchart, Oliver (2010). Die politische Differenz. Berlin, Suhrkamp.

als Begriffsstatus etwas Un/Verfügbares, weil das dann ontologisch gesetzt ist, dass es dieses gibt. Handelt es sich hierbei um eine feste Referenz oder kann es diese an sich, aus der eigenen Perspektive heraus, gar nicht sein?

Dirk Nabers: Bezogen auf das Buch „Thinking Antagonism“ von Marchart bin ich in Teilen skeptischer als er.⁹ Ich glaube, dass genuin und konstitutiv als Kernbegriffe, sowie auch das von Laclau beschriebene Spannungsverhältnis zwischen dem Diskursiven und dem Diskurs, das sind, aus denen sich bestimmte andere Begriffe speisen. Laclau hat in „Emancipations“, einen meiner Meinung nach zentralen Aufsatz zu diesem Spannungsverhältnis zwischen Universalismus und Partikularismus, von Gefahren, die in einem reinen Universalismus existieren und die er mit Totalitarismus gleichsetzt sowie von einem reinen Partikularismus, welchen er mit einer Implosion von Gesellschaft gleichsetzt, geschrieben.¹⁰ Wir sehen das so zum Beispiel in den Post-Jugoslawienkriegen der 1990er Jahre, oder in Rwanda in den Jahren 1993/1994. In jenen Zeiten können wir eigentlich in jeder gesellschaftlichen Formation dieses Spannungsverhältnis zwischen Universalismus und Partikularismus wahrnehmen. Aus diesem Grund spreche ich in Bezug auf die Begriffe des Diskursiven und des Diskurses von primären Begriffen, weil das die Begriffe sind, die bei Laclau letztendlich auch theoretisch gefüllt werden. Erst im zweiten Schritt, im Feld des Diskursiven, durch den Begriff des Antagonismus, gelangen wir zu so etwas wie Entscheidungen. Durch das Zusammenspiel der Logiken von Äquivalenz und Differenz. Das heißt, dass der Antagonismusbegriff für mich eigentlich ein Begriff ist, der dann erst im nächsten Schritt, in der sozialen Logik auftaucht und das Soziale zu dem macht, was es ist. Hier besteht auch wieder ein ethisches Moment, weil jede antagonistische Grenzziehung selbstredend rein politisch ist, aber niemals natürlich. Die geschichtlichen Verschiebungen Deutschlands sind gute Beispiele, um das zu illustrieren. Neben sedimentierten Diskursen oder sedimentierten Praktiken, in denen Dinge möglicherweise über Jahrzehnte oder Jahrhunderte festgezurrt werden, somit stabil bleiben und darüber hinaus dies auch diskursanalytisch darzustellen ist, ist der Antagonismusbegriff bei mir die Frage nach dem, wie dieses Sediment einer Gesellschaft entsteht, vordergründig. Andere Theoretiker:innen würden vielleicht von Verdinglichung in einer Gesellschaft sprechen, also wie das entsteht und wie daraus schließlich ein diskur-

9 Marchart, Oliver (2018). Thinking Antagonism: Political Ontology after Laclau. Edinburgh, Edinburgh University Press.

10 Laclau, Ernesto (2007). Emancipations. London, Verso Books.

sives Moment wird. Insofern ist Antagonismus ein ganz essenzieller Begriff, jedoch würde ich immer an der Stelle der laclau'schen Theorie beginnen, an der dessen Verständnis des Spannungsfeldes zwischen dem Diskursiven und Diskurs beschrieben wird.

Ulf Bohmann: Wie ist es dann mit dem Begriffsstatus? Wenn das Diskursive das Primäre ist, ist dann dieser Teil des Begriffsapparats insofern theoretisch unverfügbar, weil der gesetzt bleiben muss. Also insofern, als dass das ein Axiom ist, von dem man ausgeht, dass man es setzen muss, dass es nicht weiter verfügbar ist und nichts anderes sein kann, muss es das Diskursive sein. Aus dieser Herangehensweise könnten wir alles andere ableiten. Das würde mich interessieren, weil das eine ganz charakteristische Spannung hat. Alles, was dem folgt, finde ich außerordentlich plausibel. Aber dieser Teil der Situation, wo man alles auch anders beschreiben könnte, wo es darum geht, dass es eben kein Fundament, sondern immer Neugründungen und Veränderungen gibt, erschließt sich mir noch nicht. An diesem Punkt wäre es aus der Theorie heraus spannend, wenn ein Begriff wie beispielsweise das Diskursive einen quasi-ontologischen Status bekommt.

Dirk Nabers: Ich glaube, dass weder der Begriff des Diskursiven noch der Begriff des Diskurses notwendig sind. Vorhin habe ich schon dargelegt, dass es bestimmte Synonyme gibt, die auf der gleichen Ebene funktionieren und als Äquivalenzen zu betrachten sind. Das sind das Diskursive, das Politische, das Universelle, das Ethische. Der Begriff des Antagonismus – also Politik, eine bestimmte partikulare Moral, Partikularismus und so weiter – steht auf der anderen Seite. Das heißt, dass ich voraussetze, dass es für jegliche Gesellschaftsanalyse dieses Spannungsverhältnis als Ausgangspunkt gibt. Auch andere Begriffe spielen sich auf der gleichen ontologischen Ebene ab und sind somit auf der gleichen Ebene zu fassen. Der Antagonismusbegriff als konstitutiver Begriff ist einer, der letztendlich erst in der Sphäre der Politik zu finden ist und demnach meines Erachtens nach ein ontischer ist. Das Diskursive stellt letztendlich das Feld des Unentscheidbaren dar; des ethisch und des politisch Unentscheidbaren. Der Antagonismusbegriff wird durch den Akt der Identifikation, durch den leeren Signifikanten wie Laclau es benennt, der schlussendlich nichts anderes als der Name der Äquivalenzkette ist und somit eine antagonistische Grenzlinie festsetzt, in den Stand eines ontischen Begriffs gehoben.

Catharina Peeck-Ho: Was genau bedeutet das oben Gesagte für den Diskursbegriff, wie du ihn verwendest? Wenn er nicht nur Sprache enthält, sondern auch Materialität, wie du anhand des Beispiels des Politischen in der Auswahl der Kleidung von Studierenden erläutert hast, beinhaltet das ja auch Praxis. Durch meinen etwas anderen Zugang zum Feld, bei dem ich mit diesen *Acts of Citizenship* von Engin Isin arbeite,¹¹ liegt mein Fokus auf Subjekten, die transformative Akte begehen, da sie die bestehende politische Ordnung, gleichgültig wie, infrage stellen und subvertieren, was sich wiederum auf die Subjekte und ihren Subjektivierungsprozess auswirkt.

Dirk Nabers: Innerhalb der Diskurstheorie besteht ein Problem: Laclau hat uns zwar eine Ontologie des Sozialen hinterlassen, in der er proklamiert, dass Diskurs letztendlich alles ist, jedoch ist er kein Methodiker im eigentlichen Sinne. Vorhin habe ich bereits auf diesen Aspekt angespielt, als ich darauf verwiesen habe, dass es höchst politisch sei, was Studierende essen, wie sie sich kleiden, ob das ein T-Shirt von Primark ist oder ob sie viel Geld investieren und in den Weltläden gehen und sich ein T-Shirt für 49 Euro kaufen, ob sie Fleisch essen oder nicht. Auch im diskurstheoretischen spielen diese Dinge eine Rolle. Einer Veröffentlichung von Norman Geras¹² (1987) folgte ein kritischer Austausch zwischen Laclau und Mouffe, in dem sich Laclau wundert, dass im diskurstheoretischen Ansatz das Materielle außen vor gelassen wird. Als Beispiel verweist er hier auf die Verteilung von Produktionsfaktoren in der Gesellschaft. Einen weiteren Austausch gab es im Jahr 1997 in einem Hörsaal in Essex zwischen Laclau und Roy Bhaskar, einem philosophischen, kritischen Realisten, wobei letzterer eingeladen worden war. Nachdem beide ein Statement abgegeben haben, sagt Bhaskar irgendwann: "But what about climate change, it's really there!" Laclau erwiderte: "Ja, natürlich ist der Klimawandel da! Kein Diskurstheoretiker meiner Schule würde infrage stellen, dass dieser tatsächlich da ist und dass Menschen sterben und getötet werden. Ich halte gerade die Flasche in der Hand; natürlich ist diese Flasche in ihrer Materialität da. Diese Flasche ist nun ein Teil dieses Diskurses geworden.". Die Studiengänge Soziologie- und Politikwissenschaften werden in Deutschland von zwei Strängen der methodischen Ausbildung dominiert: einmal mit der Konfrontation mit Zahlen, das immer ‚more sophisticated‘ werdende Quantifizieren von Dingen und zweitens vom Strang rund um die qualitativen Methoden wie der

11 Isin, Engin F./Nielsen, Greg M.(2008). *Acts of Citizenship*. London, Bloomsbury.

12 Geras, Norman(1987). Post-Marxism? In: *New Left Review* I/163.

Inhalts- oder Diskursanalyse. Der zweitgenannte Strang wird in Deutschland vor allem durch die kritische Diskursanalyse der Duisburger Schule und der diskursiven Psychologie nach Jonathan Potter, der einen politisch-diskurstheoretischen Ansatz verfolgt, dominiert. Momentan versuchen wir Wege zu finden, auch eine Flasche oder Essensgewohnheiten, Kleidungsgewohnheiten oder sogar bestimmte Akte des Tötens, (theoretisch) einzufangen. Die Methodenausbildung innerhalb der Sozial- und Geisteswissenschaften in Deutschland weist diesbezüglich seit 200 Jahren ein enormes Defizit auf, da wir kaum in der Lage sind, Ton oder Visualität auszuwerten, weil wir sie im Prinzip immer in ein textuelles Vokabular pressen müssen. Mit Kunst oder Musik verhält es sich genauso. Ich habe vor ein paar Jahren mal einen Artikel über den relativ progressiv-emanzipatorisch agierenden Singer-Songwriter Billy Bragg geschrieben, den ich letztendlich jedoch nicht publiziert habe, weil ich diesen vorher mit einem Musikwissenschaftler intensiv diskutiert habe. Von Bragg gibt es ein Lied, das heißt: "England, Half English", welches mit der Zeile "Oh my country, oh my country, what a beautiful country you are" endet. Auch diesen Satz habe ich analysiert und der Musikwissenschaftler, mit dem ich das diskutiert habe, hat sich das angehört und meinte, dass sich da so viel rausholen ließe, weil Billy Bragg eben mit einem Kopfschütteln und total zynisch singt: "Oh my country, oh my country, what a beautiful country you are", also die Art des Ausdrucks Bedeutung verleiht, nicht allein der Text. Das heißt, dass man, wenn man nur einen Text analysiert, nie Zugang zu dem finden kann, was Laclau hier eigentlich mit der Ontologie des Sozialen meint, die er skizziert. Aus diesem Grund müssen wir methodische Wege finden, um dieser Flasche gerecht zu werden. „Made in China“; allein die Ressourcen, die in dieser Flasche drinstecken! Das Ziel sollte auch sein, den Weg dieser Flasche zu analysieren und darüber hinaus auch methodische Vorschläge zur konkret-praktischen Umsetzung des sehr komplexen laclau'schen Vokabulars vorbringen. Wir arbeiten bei mir im Arbeitsbereich inzwischen seit Jahren auch korpuslinguistisch unter Zuhilfenahme statistischer Tools. Es gibt ein berühmtes Beispiel bei Laclau: "The Falling of the Brick"¹³. In diesem fällt jemanden ein Stein auf den Kopf und die Person wird verletzt. Beim Versuch, diese Vorkommnisse ihrer Bedeutung nach einzufangen, ist es Laclau nach schwierig, methodisch ohne Sprache auszukommen, wobei auf

13 Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (1985). Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics. London, Verso, 108.

der ontologischen Ebene hier etwas ganz anderes gemeint ist. Wir müssen demnach Wege finden, auch das Unbeschreibbare, das Traumatisierende methodisch und sprachlich auszudrücken. Diese Themen sind für mich für die Forschung der nächsten Jahre ausschlaggebend. Wenn man sagt, dass Diskurs ein Synonym für Gesellschaft ist und die Flasche aus dem Beispiel auch eine Rolle spielt, müssen wir uns dies als etwas ontologisch Materielles ansehen und im Sinne von Laclaus und Mouffes Antwort zu Norman Geras "This is a very material theory of discourse" behandeln.¹⁴

Catharina Peeck-Ho: In den letzten Jahren ist es immer wieder vorgekommen, dass in der Auseinandersetzung mit Praxen auf Dispositivanalysen zurückgegriffen wird. Hältst Du das für einen sinnvollen Weg Praxen und Materialität zu adressieren?

Dirk Nabers: Ich finde, dass die Dispositivanalyse ein ganz tolles Beispiel dafür ist. Sie ist schon wesentlich weiter als das, was wir machen, verharrt aber hier und da noch in einem experimentellen Stadium. Wenn wir das Dispositiv im Sinne Foucaults, als das Netz, das zwischen Architektur, Institutionen und Körpern existiert, zu analysieren versuchen, dann sind hier ja auch Vorschläge über das hinaus, was Foucault in seinen Vorlesungen am Collège de France teilweise anspricht, in seinen Büchern aber nur wenig bespricht. Dispositivanalyse wäre etwas, wo ich sehr viel Potenzial vermute aber meines Erachtens nach noch ausgesprochen viel methodische Arbeit zu leisten wäre. Gerade in diesem Bereich sind wir einerseits an der theoretischen Präzision bestimmter Begrifflichkeiten interessiert, andererseits aber auch an der methodischen Umsetzung dieses Vokabulars. Bei Laclau ist es so, dass er ab und an in seinem Buch ein Beispiel auftut, dieses illustriert und plausibilisiert. Das ist natürlich auch eine Option, dass man die Methode insgesamt ein wenig formloser sieht und sich nicht von positivistischer Methodenforschung einengen lässt, sondern tatsächlich unter Zuhilfenahme komplexen sowie ontologisches Vokabulars und durch das Geben von Beispielen plausibilisiert. Das finde ich sehr gut.

Catharina Peeck-Ho: Unverfügbarkeit liegt oft in den Begriffen selbst mit denen operiert wird. Hegemoniale Entscheidungstheorien könnte man zum Beispiel dahingehend kritisieren, dass sie Eurozentrismus in sich tragen, weil Kategorien wie beispielsweise das autonom handelnde Individuum

14 Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (1987). Post-Marxism without Apologies, New Left Review 166.

um genutzt und in einer bestimmten Weise besetzt werden. Spielen solche Erwägungen in deinem Zugriff über Diskurse – die ja auf einer ganz anderen Ebene ansetzen – eine Rolle?

Dirk Nabers: Für mich ist das ein großes Thema. Die Mutter meines kanadischen Freundes David MacDonald kommt aus Costa Rica, sein Vater ist Europäer. David hat sich in den letzten Jahren sehr stark mit indigenen Bevölkerungsgruppen in Nordamerika und Neuseeland beschäftigt. Momentan wird ihm, der ein forschender People of Colour ist, jedoch kulturelle Aneignung vorgeworfen, obwohl er auch nicht ausschließlich der weißen Community angehört. Dieser Umstand ist für ihn ein großes Problem. Von Anfang an stand bei unseren gemeinsamen Arbeiten fest, dass ich als weißer Mittfünfziger norddeutscher Professor diese Art von Forschung nicht betreiben könnte, weil ich nicht Teil dieser indigenen Community bin. Diese Umstände bringen, was den emanzipatorischen Kampf betrifft, enorme Probleme mit sich. Mein Argument wäre an dieser Stelle, folgendes: Ich beschäftige mich hauptsächlich mit Derrida und Laclau, wobei Derrida aus Algerien, Laclau hingegen aus Argentinien kommt. Beide haben sich sehr viel mit dem globalen Süden beschäftigt. Insbesondere Laclaus Beispiele aus seinen frühen Werken kommen alle aus diesen postkolonialen Struggles, die auch in Lateinamerika stattgefunden haben. Insofern gehört Laclau eigentlich gar nicht dieser typischen, westlichen, europafokussierten Community an, sondern ist vielmehr selbst jemand, der Teil dieser emanzipatorischen, antikolonialen Kämpfe gewesen ist. Ähnlich verhält es sich bei Derrida. Durch das Vokabular, das sich durch einen radikalen Nonessentialismus, Antifundamentalismus und Emanzipationsbestrebungen durch die Offenheit jeglicher Äquivalenzkette und das Herausstellen des radikal demokratischen Projekts seiner politischen Theorie auszeichnet und welches ich hier schon mehrfach skizziert habe, kann dieses für viele postkoloniale Theorien auch eine Inspirationsquelle sein. Insofern ist hier zwischen dem, was wir Poststrukturalismus und was wir Postkolonialismus nennen, keine Grenzlinie zu setzen. Das betrifft nicht nur Postkolonialismus, sondern eben auch Gendertheorien. Wenn man sich anschaut, wie Judith Butler das Foucault'sches Vokabular weiterdenkt, ist das auch ein gutes Beispiel dafür, dass hier beispielsweise dieser Vorwurf des Eurozentrismus nicht zutrifft, was man auch in den Gendertheorien beobachten kann. Das finde ich schade, zumal bei Laclau und allen Laclauianern die Themen emanzipatorische Kämpfe und soziale Bewegungen ein großes Thema sind.

Ulf Bohmann: Wir haben jetzt sehr viele interessante Sachen und Zusammenhänge bearbeitet. Wenn wir noch einmal resümieren wollen, könnte man aus so einer Perspektive, wie sie jetzt dargelegt worden ist, einen systematischen Ort für das Un/Verfügbare oder das Wechselspiel von Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit finden? Kann man das irgendwo verorten? Kann die weit verstandene politische Soziologie davon profitieren und was wäre das vielleicht?

Dirk Nabers: Wenn ich mein und Ihr Gesagtes rekapituliere, ist es für mich die Unverfügbarkeit von Fundamenten, von essentialistischen Kategorien wie Identität und das Neudenken von Gesellschaftstheorie durch solche kontingenzen Kategorien der Unentscheidbarkeit, woraus sich dann ein ganzes normatives Programm, welches dann politisch relevant wird, entwickeln könnte. Insofern passt das alles hervorragend. Ich finde den Begriff toll!

Ulf Bohmann: Könnte man dann sagen, dass es gewisse gewollte, produktive Unverfügbarkeiten gibt, wie das, was Sie jetzt über Fundamente und Essenzialismus gesagt haben – aus dieser Perspektive wäre das ja etwas Gewünschtes. Auf der anderen Seite gibt es genauso problematische Formen, beispielsweise das, was wir anfangs mit den Begriffen besprochen hatten, die nicht zur Verfügung stehen.

Dirk Nabers: Ich glaube, dass dieses Wechselspiel auch für uns als Wissenschaftler:innen konstitutiv ist. Dass wir gerade aus dem Mangel, so etwas wie Vollständigkeit zu erstreben versuchen. Das ist ja auch Teil jeglicher wissenschaftlicher Projekte. Deswegen sage ich meinen Studierenden immer, dass der zweite Teil, der sich einer Einleitung in Hausarbeiten anschließt, für mich immer notwendigerweise ein guter Forschungsstand mit Bezug auf die behandelte Forschungsfrage sein muss. Mit diesem soll aufgezeigt werden, was der bisherige Mangel in der Forschung ist und was aktuell noch nicht verfügbar ist. Dieses temporäre Füllen von Unverfügbarkeit oder das Neudenken, vielleicht diesen Ort des Unverfügbaren zu bestimmen und in etwas temporär Verfügbares zu überführen, darin besteht meiner Meinung nach eine Aufgabe. Das ist für mich eigentlich das Spannende an Forschung, an Wissenschaft, aber auch an Gesellschaft. Das ist im Prinzip der Kern von sozialem Wandel, den wir als Soziolog:innen betrachten und beforschen.

Ulf Bohmann: Vielen Dank für das Gespräch.